











[Nachdruck verboten.]

## Das Grafenhaus.

Kriminal-Roman von Ludwig Habicht.

„Haben Sie alle Tage Ihre Frau beſucht?“  
 „Nein, denn ich hatte dazu nicht immer Zeit.“  
 „Wie lange blieben Sie gewöhnlich?“  
 „Oft nur wenige Stunden.“  
 „Und in jener Nacht?“ fragte der Gerichtsrath weiter, während ſeine klugen, durchdringenden Augen forſchend auf Grohmann ruhten.  
 „Bin ich erſt am Morgen zurückgekehrt. Meine Frau war ſehr krank; ſie hatte ſchon den Tag vorher geklagt, und ich mochte ſie nicht allein laſſen. Ich habe noch mitten in der Nacht einen Arzt herbeirufen müſſen, und die Sorge um meine arme, kranke Frau hat mir ſchon das Herz mehr bedrückt als die Unterſuchung. Was wird ſie von mir denken, daß ich noch nicht wieder zu ihr gekommen bin, und ich hatte ihr ſo feſt verſprochen, es ſollte ſchon am anderen Tage geſchehen!“  
 „Dann geben Sie ihr doch Nachricht! Ich will es geſtatten.“  
 „Das wage ich nicht! Emma würde zu ſehr erſchrecken und ihr Zuſtand noch ſchlimmer werden.“  
 Eine große Beſorgniß für ſeine Frau ſprach ſich in Ferdinand's ganzem Weſen aus.  
 „Sie wird dennoch Alles erfahren müſſen; denn ihre ſofortige Vernehmung iſt unvermeidlich,“ bemerkte der Gerichtsrath.  
 „O, warten Sie damit noch einige Tage!“ rief Grohmann äußerſt erſchrocken; „und wenn das nicht geht,“ ſetzte er bittend hinzu, „dann haben Sie wohl die Güte, ihr Alles ſo ſchonend wie möglich mitzutheilen.“  
 Trotz ſeiner Strenge konnte der Beamte dem Angeklagten ſeine Theilnahme nicht verſagen. „Es ſoll geſchehen,“ entgegnete er trocken, aber den klugen, an Beobachtung gewöhnten Augen Ferdinand's entging nicht die günſtige Stimmung des Gerichtsraths.  
 „Ich danke Ihnen,“ ſagte er leiſe und tiefbewegt.  
 „Haben Sie ſchon Familie?“ fragte der Beamte weiter.  
 „Ja, ein kleines Mädchen.“  
 „Und wer pflegt das, wenn die Mutter krank iſt?“  
 „Ich habe meiner Frau in den letzten vier Wochen eine beſondere Krankenpflegerin gehalten, die ſich auch um das Kind bekümmern muß.“  
 „Dann müſſen Sie ja ſehr viel Geld gebraucht haben?“  
 Grohmann ahnte ſogleich, wohin der Unterſuchungsrichter damit zielte, und er entgegnete raſch: „O, ich ſtand mich bei Frau Jordan ſehr gut, denn ſie war mit mir vollkommen zufrieden.“  
 „Wie viel bekamen Sie?“  
 „Dreiſig Mark Lohn und zwanzig Mark Weihnachtsgeſchenk; aber mit den dieſen Trinkgeldern hatte ich mehr als das Doppelte.“  
 „Wie viel brauchte Ihre Frau an Wirthſchaftsgeld?“  
 „So lange ſie geſund war, durfte ich ihr gar nichts zahlen. Meine Frau iſt eine geſchickte Schneiderin und verbrauchte nicht einmal ihren ganzen Verdienſt für den Hausſtand.“  
 „Dann haben Sie wohl Geld zurückgelegt?“  
 „Ja, wir haben ſchon ein paar Hundert Mark erſpart.“  
 „Wie haben Sie das Geld untergebracht?“  
 „Ich habe es meinem Schwager geborgt,“ und jezt kam die Antwort ſchon zögernd heraus.  
 „Wie heißt er?“  
 Nun ſtockte Ferdinand völlig mit der Antwort, und der Gerichtsrath mußte ſeine Frage wiederholen, dann erſt ſagte der

Inquirirte zaghaft: „Schloſſermeiſter Jordan,“ und auf ſeinem Geſicht prägte ſich deutlich eine gewiſſe Unruhe aus.

„Iſt das ein Verwandter der Frau Jordan?“

„Ihr Stieffohn.“

„Der Beamte tief unwillkürlich ein bedeutungsvolles „hm“ heraus. „Warum fällt es Ihnen plötzlich ſo ſchwer, dieſe Angaben zu machen?“ fragte er raſch.

„O, Herr Gerichtsrath, Sie werden begreifen,“ antwortete Ferdinand mit großer Offenherzigkeit. „Es haben ſich unſeliger Weiſe ſchon ſo viel Verdachtsgründe auf mich gehäuft, und wenn es nun herauskommt, daß der Stieffohn der Frau Jordan, mein Schwager, dann —“ er zögerte, den Schluß daraus ſelber zu ziehen.

„Dann?“ wiederholte der Unterſuchungsrichter und ſah ihn mit ſeinen durchdringenden Augen forſchend an.

„Dann wird man denken, wir Beide ſtehen unter einer Decke.“

„Sie fänden das alſo ſelbſt ganz in der Ordnung?“

„Und doch bin ich unſchuldig und auch meinem Schwager iſt ein ſolcher Gedanke nicht einmal eingefallen,“ behauptete Grohmann mit großer Lebhaftigkeit.

„Verkehrten Sie viel mit dem jungen Jordan?“

„Selten,“ entgegnete Ferdinand eifrig, „er iſt mir zu roh und müßt und behandelt ſeine Frau, meine Schwägerin, zu ſchlecht. Das mochte ich mir nicht gern mit anſehen. Wir bekamen vielmal Streit; denn ſobald ich ihm ſeine Trunkſucht vorhielt, wurde er gleich grob!“

„Und dennoch haben Sie ihm Ihr Geld geborgt?“

„Meine Schwägerin hat mich ſo ſehr, ihr Mann war gerade in großer Geldverlegenheit; — er iſt es freilich immer, — ſetzte der Bediente unruhig hinzu, bereute aber ſchon im nächſten Augenblick ſeine Uebereilung. Wie leicht konnte dieſes unbemerkte Wort ſeinem Schwager gefährlich werden.

„Wann haben Sie zulezt mit ihm geſprochen?“ fragte der Gerichtsrath.

„O, das iſt lange her!“ rief Grohmann raſch. Plötzlich ſchien ihm etwas einzufallen, und er erſchrak ſelbſt darüber. „Doch nicht,“ ſetzte er langſamer hinzu, „daß ich nicht lüge, ich war vor etwa acht Tagen bei meinem Schwager.“

„Und warum?“

„Er wollte wieder Geld geborgt haben, wie mir meine Frau mitgetheilt, und da ging ich hin, um ihm zu ſagen, daß er von mir nichts mehr bekommen könne.“

„Aus welchen Gründen?“

„Erſtens hatte ich ſelbſt nicht ſo viel, wie er wünſchte, und zweitens mocht' ich ihm nichts mehr borgen; denn es ſind nun ſchon tauſend Mark, die er hat. Damals tröſtete er mich mit ſeinem Prozeß; da wollte er Alles zurückzahlen, aber den hat er jezt ſchon in zwei Inſtanzen verloren.“

Dem Gerichtsrath war die Erbschaftsangelegenheit unbekannt, und er fragte deſhalb: „Welchen Prozeß?“

„Mein Schwager hat gegen ſeine Stiefmutter geklagt, weil er mit dem Teſtamente ſeines Vaters nicht zufrieden war; er wollte ſchon jezt ſein väterliches Erbtheil haben; aber er iſt mit ſeiner Forderung in zwei Inſtanzen abgewieſen worden und will nun ans Ober-Tribunal gehen, und deſhalb brauchte er dieſes Geld.“

„Sie haben es ihm alſo nicht geliehen?“

„Nein,“ war die beſtinunte Antwort.

„Wie nahm Ihr Schwager Ihre Erklärung auf?“

„Er wurde wie immer jezt grob, und wir gingen nicht gerade im Guten auseinander.“

„Dann war das?“

Grohmann ſann einen Augenblick nach. „In vergangener Woche, es wird Freitag geweſen ſein, ja richtig Freitag,“ ſetzte er mit größerer Beſtimmtheit hinzu. „Frau

Jordan war an diesem Tage eingeladen, und so hatte ich am besten Zeit."

"Wenn Ihr Schwager gegen seine Stiefmutter geklagt hatte, dann lebte er auch natürlich in Feindschaft mit ihr, nicht wahr?"

"Das ist richtig," bestätigte Ferdinand.

"Hat er sich darüber gegen Sie ausgesprochen? Hasten Sie seine Stiefmutter?"

"Mein Schwager schimpfte wohl auf Frau Jordan, die jetzt Tausende verschwende und ihn um das Seinige gebracht habe; aber gehäht hat er sie wohl nicht."

"Wie sind Sie in den Dienst der Frau Jordan gekommen? Hat Sie Ihr Schwager dahin empfohlen?"

"Behüte! Er hat, so viel ich weiß, ihr Haus nie betreten."

"Dann war es ihm wohl sehr unlieb, daß Sie bei seiner Stiefmutter eine Stelle angenommen?"

Grohmann merkte doch wieder mit gewohntem Scharfsinn die versteckte Absicht, die in diesen Fragen des Untersuchungsrichters lag; denn etwas wie ein verächtliches Lächeln glitt über sein Gesicht. "Das könnte ich nicht sagen," antwortete er unbefangen. "Es war ihm sogar lieb; denn nun hörte er doch, wie es wirklich in dem Hause der Frau Jordan zugeht. Die Leute hatten ihm schon Wunderdinge davon erzählt, und wie wüthend er auch auf seine Stiefmutter war, konnte er doch seine Neugier nicht unterdrücken."

"Er hat viel mit Ihnen über seine Stiefmutter gesprochen?"

Ferdinand bejahte es.

"Hat er Sie niemals gegen Frau Jordan aufzuheben gesucht?"

"Nein, denn er wußte zu gut, daß es ihm doch nichts nützen würde!"

"Und warum nicht?" fragte der Gerichtsrath weiter.

"Weil ich meiner Herrin aufrichtig zugethan war," entgegnete Ferdinand, und aus seinen Worten klang die ehrlichste Empfindung.

"Dem jungen Jordan muß ja der Tod seiner Stiefmutter sehr erwünscht gekommen sein," bemerkte der Untersuchungsrichter. "Hat er nie das Verlangen nach ihrem baldigen Ableben ausgesprochen?"

"Benigstens niemals gegen mich," antwortete der Angeklagte mit großer Bestimmtheit.

"Haben Sie ihm gelegentlich die Dertlichkeit des Hauses beschrieben?"

Dem Bedienten entging es nicht, daß der Gerichtsrath einen bestimmten Verdacht gegen seinen Schwager gefaßt hatte und darauf hin seine Fragen stellte. "Ich erinnere mich nicht;" er sann wieder einen Augenblick nach, dann setzte er hinzu: "Es ist doch möglich, aber das muß schon früher geschehen sein, und so genau, daß er sich in unserm Hause zurechtfinden konnte, ist es nicht geschehen."

"Haben Sie ihn niemals von dem Vorhandensein verborgener Thüren und der wunderlichen Einrichtung des Seitenslügels gesprochen?"

Grohmann mußte wieder ein wenig nachdenken, dann sagte er ohne weiteres Zögern: "Da fällt mir ein, daß ich mit ihm bald nach dem Verlobungsfeite von der wunderlichen Geschichte geplaudert habe, die der fremde Herr bei Tafel erzählt." Hatte der Angeklagte all diese kleinen Umstände wirklich vergessen, oder rieth ihm hinterher seine Klugheit, lieber die Wahrheit ganz offen zu bekennen, um nicht seine Sache zu verschlimmern? Das blieb freilich zweifelhaft.

Fritz Jordan hatte schon bei seiner ersten Vernehmung diesen Umstand erwähnt und mit der Vorschnelligkeit der Jugend daraus den Schluß gezogen, daß Ferdinand durch die Erzählung des Tribunalrathes auf den Gedanken gebracht worden, das Beispiel jenes alten Bedienten nachzuahmen. Der junge Mann hatte deshalb mit größter Sicherheit Ferdinand als den Mörder seiner Mutter bezeichnet und gerade diesen Verdachtgrund ganz besonders hervorgehoben. Er sprach sich überhaupt ziemlich ungünstig über den Bedienten seiner Mutter aus, nannte ihn einen eleganten Schmarotzer und Heuchler, dem er niemals getraut, und er habe die Verblendung seiner Wana nicht begreifen können, die ein solches Subjekt um sich gebuldet.

War denn aber die Annahme nicht zu gewagt, daß der Reim zu diesem Verbrechen gerade durch die Erzählung des Tribunalrathes gelegt worden? — Wer kennt die Irrgänge, in die sich eine Menschenseele verliert? Und eine vorangegangene

dunkle That hat oft eine dämonische Anziehungskraft, es folgen Andere, die, von unwiderstehlicher Gewalt getrieben, denselben düstern, blutigen Weg gehen. — Dennoch blieb es immer eigenthümlich, daß Grohmann mit ungewohnter Offenheit auch diesen Gegenstand berührte, der nur zu geeignet erschien, den Verdacht gegen ihn zu verstärken.

"Waren Sie gerade im Zimmer anwesend, als der fremde Herr von dem alten Kriminalfall erzählte?"

"Ich hatte ja die Oberaufsicht über die Dienerschaft und mußte darauf sehen, daß überall im Saale die größte Ordnung herrschte."

"Welchen Eindruck hat die Geschichte denn auf Sie gemacht?" fragte der Rath weiter, und jetzt ruhten seine Augen wieder einmal mit durchdringender Schärfe auf dem Angeklagten.

"Es war mir dabei ganz unheimlich zu Muthe," antwortete Ferdinand und hielt den Blick des Untersuchungsrichters ruhig aus. "Was mich am meisten an dem alten Bedienten geärgert, war seine Niederträchtigkeit, daß er seinen guten Herrn so lange getäuscht und plötzlich heimtückisch ums Leben gebracht hat, und damals ahnte ich nicht, daß man mich bald darauf eines ähnlichen Verbrechens beschuldigen würde." Der Angeklagte hatte mit tiefer Ergriffenheit gesprochen; zuletzt konnte er sich der Thränen nicht erwehren, die ihm unaufhaltsam in's Auge traten.

"Sie behaupten also noch immer Ihre völlige Unschuld?" sagte der Rath im strengsten, beinahe verweisenden Ton, obwohl er in seinem Innern kaum eine mildere Regung unterdrücken konnte, und er den Gedanken nicht los wurde: "Der arme Mensch könne doch wohl unschuldig sein."

"Ich muß es, Herr Rath, und werde es bis zum letzten Athenzug," entgegnete Grohmann fest, nachdem er rasch seine Thränen getrocknet hatte.

"Sie müssen aber selbst zugestehen, daß sich eine Menge der schwerwiegendsten Verdachtsgründe gegen Sie gehäuft," bemerkte der Gerichtsrath, "und wenn Sie wirklich die That begangen haben, dann wäre für Sie ein offenes Geständniß weit besser; denn es würde wenigstens einen Milderungsgrund abgeben."

"Nein, nein, ich kann nichts gestehen," erwiderte Ferdinand mit ungewöhnlicher, fast leidenschaftlicher Festigkeit. "Wenn man mich einmal verurtheilt, dann mag man mich bald auf's Schaffot führen, meine völlige Unschuld wird doch früh oder spät an den Tag kommen und dann wird Jeder erfahren, daß ich für das Verbrechen eines Anderen den Tod erlitten habe."

"Beruhigen Sie sich nur! Man wird Sie ohne die schwerwiegendsten Gründe nicht verurtheilen," bemerkte der Gerichtsrath, der sich eines Gefühls des Mitleids kaum zu erwehren vermochte. Er begriff es selbst nicht, warum er an die Schuld des Angeklagten nicht völlig glauben konnte. Sprach doch so viel gegen ihn. Sein wunderliches Benehmen an jenem Morgen, — das gesunde Messer, sein nächtlicher Ausgang, den er Anfangs ableugnete, und all seine heutigen Auslagen mußten nur dazu beitragen, den Verdacht zu erhöhen. Er war der Schwager des ältesten Jordan, und wie nahe lag es, daß sich die Weiden über das Verbrechen verständigt und es gemeinsam ausgeführt hatten. Jedenfalls mußte eine Vernehmung des Stiefsohnes der Frau Jordan noch mehr Licht in die Sache schaffen. Irgend welche Widerprüche in den beiderseitigen Ausagen stellten sich gewiß heraus, und darauf hin ließ sich weiter forschen und vielleicht doch aus Einem oder dem Andern die volle Wahrheit herausbringen.

Der Gerichtsrath ließ sich am Schluß der Verhandlung von dem Angeklagten die Wohnung seiner Frau bezeichnen und dann wurde Grohmann wieder in das Gefängniß zurückgeführt.

Als der Schlossermeister Jordan in der Untersuchungssache vor Gericht erscheinen mußte, zeigte er sein trostloses Gesicht. Wie war der junge Mann in den wenigen Jahren heruntergekommen! — Aus dem fleißigen, intelligenten Arbeiter, der sich auf seine Tüchtigkeit und seinen soliden Charakter etwas zu gute gethan, war ein lüderlicher, dem Trunke ergebener Mensch geworden, der sein Geschäft immer mehr vernachlässigte. Nur der Stolz, das Selbstbewußtsein, zu dem er früher berechtigt gewesen, war geblieben und erschien jetzt als Unverschämtheit. Daß in ihm etwas Besseres gesiekt hatte, ließ sich auch jetzt noch nicht verkennen.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

# Unsere Kinder.

VI.

## Geistiges Wachstum.

Von Dr. West.

Bei der Schilderung der geistigen Entwicklung des Kindes müssen wir des Veranschaulichungsmittels, dessen wir uns bei der Darstellung der körperlichen Entwicklung bedienen konnten, der Zahlen, entzihen. Zwar ist die Wissenschaft auch in das Reich des Seelenlebens mit Meßinstrumenten und Zählapparaten eingedrungen und schreitet darin in erfolgreichem Siegeszuge vorwärts; aber die Ergebnisse dieser neuen Forschungsmethoden sind noch zu wenig stabil und ausgereift, um sich für die Popularisierung zu eignen. Wir gründen unsere Darstellung auf die Resultate der Beobachtungen, wie sie an Kindern ohne viel Experimentieren und Probieren durch kritische Beobachter gewonnen und verzeichnet worden sind und die zu kontrollieren und zu bestätigen jeder Arzt und Erzieher täglich in der Lage ist.

Da aber bei der Komplexität und Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens wir in Folgendem nur in großen und groben Zügen dessen Entwicklung zeichnen können, sei hier auf die große Reihe von Werken, welche den geistigen Werdegang im Kindesalter behandeln, verwiesen, unter denen das „Deutschlands Kinderfreunden und Freundinnen“ gewidmete Buch des unlängst verstorbenen Wilhelm Preyer über die Seele des Kindes den hervorragendsten Platz beanspruchen darf. Dieses Buch und ähnliche Werke über die geistige Entwicklung des Kindes werden leider noch viel zu wenig von Müttern und Erziehern gelesen; die Erziehung erhält erst durch das Studium der Seelenentwicklung ihr festes Fundament.

Das Kind beginnt nicht erst mit der Geburt die Bedingungen für sein geistiges Wachstum zu erreichen, die Seele des Neugeborenen ist, um mit Preyer zu sprechen, keine unbeschriebene Tafel, sondern die Tafel ist schon vor der Geburt beschrieben mit vielen unleserlichen, auch unkenntlichen und unsichtbaren Zeichen, den Spuren der Inschriften unzähliger sinnlicher Eindrücke längst vergangener Generationen. Das Kind bringt eine ererbte geistige Anlage mit. Aber hier gilt das Dichterswort: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Die Fähigkeit, das Erbtheil früherer Geschlechter zu genießen, muß erworben werden: und sie wird es zunächst durch die Thätigkeit der Sinne. Die Sinne sind die Pforten, durch welche die Außenwelt eindringt und unser geistiges Wachstum befruchtend anregt. Die geistige Ausbildung des Kindes in der ersten Lebenszeit steht unter der Herrschaft der Entwicklung der Sinne.

Am meisten ausgebildet von allen Sinnen bei der Geburt ist der Geschmackssinn. Die Fähigkeit, die verschiedenen Qualitäten des Geschmacks, Süßes von Bitterem u. s. w. zu unterscheiden, wird in den ersten Tagen schon entwickelt. Ein Kind nahm am ersten oder zweiten Tage Nicinusöl an, wies dasselbe aber schon einen oder zwei Tage später zurück. Der Geschmack des Süßeren wird bald allen anderen Geschmacksarten vorgezogen und es entwickelt sich die während der ganzen Säuglings-Periode anhaltende Vorliebe für die Milch. Bittere und saure Dinge werden übrigens bei manchen Kindern noch einige Monate lang ohne Zeichen eines Mißfallens geschmeckt.

Das Fühlen, insbesondere die Schmerzempfindung, ist beim Neugeborenen keineswegs so entwickelt und ausgebildet, wie etwa aus dem Schreien desselben bei der Geburt und nachher geschlossen werden könnte. Das Schreien beruht vielmehr auf einem Reflexvorgang, der durch Hautreize ausgelöst wird. Gegen schmerzhaft künstliche Eingriffe ist das neugeborene Kind wenig empfindlich; die Empfindlichkeit nimmt indes schon in den ersten Tagen zu. Wärme- und Kältegefühl sind bei der Geburt nicht vorhanden und werden erst durch das abwechselnde Baden in warmem Wasser und Abkühlen in der kühleren Luft des Zimmers erworben.

Groß ist die Berührungs-Empfindlichkeit der Lippen sofort nach der Geburt, die Berührung hat sofort Saugbewegungen zur Folge. Das Gedächtniß für die spezielle Art dieser Sinnesempfindung entwickelt sich erst langsam. Das Kind saugt in der ersten Lebenszeit eben so wohl an dem in die Lippen gebrachten Finger, wie an der Warze oder dem Saugkummel.

Die hervorragendste Rolle bei der Entwicklung des Geistes ist dem Sehen zugetheilt. Wie wir, wenn wir aus einem dunklen Raum plötzlich in ein helles Zimmer treten, geblendet werden, so bedeutet wohl auch das erste Sehen des Neugeborenen, das Erblicken der Welt, eine Blendung. Es ist eine grelle Empfindung des Hellen. Und nur die groben Unterschiede von Hell und Dunkel werden Anfangs wahrgenommen. In den ersten beiden Monaten, bei vielen Kindern noch länger, fehlt die Reflex- und Abwehrbewegung des Zinkerns beim Annähern eines fremden Gegenstandes, eines Fingers u. s. w. Das Sehen ist eben in der ersten Lebenszeit nur ein undeutliches Empfinden von Hell und Dunkel, das Kind starrt in das Leere, ohne einen bestimmten Gegenstand ins Auge fassen zu können.

Das Fixiren eines Gegenstandes begann bei dem Kinde Preyers um 11. Tage, am 23. Lebenstage folgte das Kind den Bewegungen einer brennenden Kerze. Von da ab nimmt das willkürliche Betrachten seinen Anfang. Viele Versuche wurden nach den verschiedensten Methoden angestellt, um den Beginn und die Entwicklung des Farbenerkennens zu studiren. Die Resultate der einzelnen Autoren sind zu verschieden, als daß hier bestimmte Sätze aufgestellt werden könnten: Die Frage dient noch fortwährend eifrigen Forschern zum Studium. Alle gemeinam aber betonen, wie nützlich es ist, die Ausbildung eines normalen Farbensinnes durch frühzeitige passende Uebungen zu unterstützen und zu fördern.

Das neugeborene Kind ist taub; die äußeren Gehörwege sind durch gallertartige Massen verflochten, im Mittelohr fehlt es noch an Luft. Aber in der ersten Woche noch folgen die Gehörsempfindungen sich einzustellen, was der Umgebung durch Zittern, Blinzeln und Aufschrecken bei Geräuschen bemerkbar wird. Das Kind ist zuerst nur für einzelne Töne empfindlich, für andere nicht, und es dauert drei viertel Jahre wohl, bis alle Töne gleichmäßig empfunden werden. Die Richtung, woher der Schall kommt, scheint etwa vom zweiten Monat anerkannt zu werden.

Auch das Riechen ist bei der Geburt wegen Verluß der Nasenhöhle durch Wasser unmöglich, aber sobald dieses entfernt ist, schon in den ersten Lebensstunden, werden schlechte Gerüche unangenehm empfunden; so verschmähte ein achtzehn Stunden altes Mädchen die Brust, an der etwas Petroleum angebracht war. Die Unterscheidung einzelner bestimmter Geruchsarten ist nach dem ersten Lebensjahre deutlich zu beobachten.

Der ersten Periode, in der die Sinne für die Aufnahme der Außenwelt empfänglich werden und die Reize, die von Letzterer ausgehen, empfinden und wahrzunehmen lernen, folgt die Stufe, in welcher das durch die Sinne Wahrgenommene erkannt und richtig gedeutet wird. Es entwickeln sich Gedächtniß, Vorstellungen und Begriffe. Zum Theil beginnt diese Geistesarbeit schon bevor der Säugling sprechen kann, raicher aber geht das geistige Wachstum vor sich, wenn das Kind sprechen gelernt hat.

Es wird vielfach an den Arzt die Frage gerichtet, ob das Kind zuerst gehen oder sprechen lerne. Der Beginn des Sprechens datirt von dem Zeitpunkte an, wo anstatt des Schreiens, das aus Lust oder Unlustgefühlen entspringt und dem unartikulirten, aus dem Bewegungsbedürfnisse entspringenden Lallens von Silben, die Sprachlaute der Umgebung nachgeahmt werden. Dieses erste bewußte Sprechen folgt gewöhnlich dem ersten Schritte. Aber auch die umgekehrte Ordnung ist nicht selten und bildet nicht immer schon einen Grund zur Besorgniß, daß anormale Verhältnisse vorliegen. Wenn freilich das Kind erst einige Monate, nachdem es sprechen gelernt hat (was im Mittel im fünfzehnten bis siebzehnten Lebensmonat der Fall ist), also etwa am Ende des zweiten Lebensjahres noch nicht gehen kann und es keine erfolgreichen Versuche zum Gehen macht, liegt Verdacht vor, daß eine der früher beschriebenen Entwicklungsstörungen vorliegt. Ein Abhängigkeitsverhältniß der einen Funktion von der anderen besteht jedenfalls nicht.

Das Kind lernt durch Nachahmung das Sprechen von seiner Umgebung; die Nachahmung wird vermittelt sowohl durch das Ohr, das die von Anderen gesprochenen Wörter aufnimmt, als auch durch das Auge, das die Mundbewegungen des Sprechenden genau beobachtet. Dem Gehör kommt eine wichtigere Bedeutung zu, als dem Auge: der Blinde lernt sprechen, während der Taubgeborene gewöhnlich auch stumm bleibt. Nothwendig zum korrekten Sprechen aber ist die Unversehrtheit der Sprachorgane selbst. Wer das Unglück hat, taub und blind geboren zu sein, kann das Sprechen noch er-

folgen  
selben  
diesen  
bacht  
  
rembe  
  
t und  
nung  
  
Sie  
seine  
n An-  
  
ant-  
chters  
enten  
Derrn  
bracht  
arauf  
Inge-  
nte er  
in's  
  
uld?  
wohl  
rönd  
rönd  
  
ehesten  
seine  
  
Kenge  
auf.  
That  
ndniß  
grund  
  
inand  
Wenn  
bald  
doch  
er er-  
nd er-  
  
die  
ber  
er an  
onnte.  
shmen  
licher  
itigen  
höhen.  
e lag  
t und  
Ber-  
icht  
e in  
raus,  
t doch  
raus-  
  
dung  
schmen  
rück-  
  
sache  
esicht.  
inter-  
er sich  
gute  
h ge-  
Nur  
chtig  
theit.  
jeht

lernen, wenn die Hand die Sprachbewegungen bei dem Ansprechenden fühlen lernt. Wohl bedingt zum Theil durch die Verschiedenheit der Entwicklung der zum Sprechen nöthigen Organe und Sinne, noch mehr aber durch die verschiedene Entwicklung des das Sprechen regulirenden Gehirncentrums, befehlen außerordentlich große individuelle Verschiedenheiten im Fortschreiten der Sprachvererbung auch bei gesunden Kindern.

Mit der Entwicklung der Sprache hat das geistige Wachsthum einen mächtigen Schritt vorwärts gethan, indem Gedächtniß und Erinnerung, Auffassung und Begriffsbildung erheblich erleichtert sind.

Das geistige Wachsthum verleugnet nirgends auf keiner Stufe seine Gebundenheit an die körperliche Entwicklung. Zwar wollen neuere Untersuchungen darthun, daß die physische Entwicklung und das geistige Fortschreiten deshalb nicht parallel miteinander laufen, da bei starker physischer Entwicklung so viel Kraft verbraucht würde, daß die geistige hintenangehalten werde. Gegen solche oft zu schablonenhaft ausgeführte Untersuchungen sprechen viele praktische Erfahrungen. In englischen Volksschulen z. B. haben sich durch Einführung der Penny-schulfächer, welche eine bessere Ernährung der Kinder ermöglichen, die geistigen Leistungen der Schüler um durchschnittlich 45-60 pCt. gehoben und auch das Betragen der zu Haus nach wie vor verwahrlosten Kinder besserte sich in überraschend kurzer Zeit über alle Erwartung. In England scheint man überhaupt von der Bedeutung der physischen Kräftigung als Grundlage einer gesunden intellektuellen und moralischen Entwicklung am meisten durchdrungen zu sein. Rindsbraten und Keiack machen Männer, sagt man dort, was eine modernste Uebersetzung dargestellt des alten und ewig wahren Wortes: Mens sana in corpore sano, ein gesunder Geist wohnt nur in einem gesunden Körper.

### Allerlei.

Eine deutsche Rieseneiche von seltener Schönheit erhält in dem Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg eine wohlverdiente Beschreibung. Da der herrliche Baum in seinem höchsten Greisenalter steht, so möge Niemand, der nach Neustrelitz kommt, veräumen, ihm einen Besuch abzustatten. Er steht am südöstlichen Saume des Thiergartens genannter Stadt, an einer wenig besuchten Stelle, weshalb er bei oberflächlicher Besichtigung des schönen Parks oft übersehen wird. Der majestätische Baum ist eine Hohenzische (Fraxinus excelsior), die wegen ihrer Höhe, ihres Alters und namentlich ihres eigenartigen Wachses als einer der merkwürdigsten Bäume dieser Art in deutschen Gauen Bewunderung verdient. Der Stamm erhebt sich aus einem Torfmoorboden bis zur Höhe von 30 Meter; sein Umfang mißt in 1/2 Meter Höhe über den Wurzeln 7 Meter 30 Centimeter; in 2 1/2 Meter über dem Boden verschmälert er sich bis auf 4 Meter 35 Centimeter, um dann in 3/4 Meter Höhe unterhalb der Stelle, wo der erste, fast 2 1/2 Meter Umfang besitzende Ast sich abzweigt, wieder auf 4 1/2 Meter anzuwachsen. Die Wurzeln des Baumes treten überall aus dem Boden heraus und haben das Erdreich in einem Umkreise von 36 Meter um ein halbes Meter emporgehoben. Das Auffallendste an der Eiche aber ist die gewaltige Ausbreitung ihrer Krone, die, nach allen Richtungen etwa 15 Meter ausgedehnt, eine Fläche von etwa 700 Quadratmeter beschattet. Sachverständige schätzen das Alter des Baumes auf rund 200 Jahre, was für die Eiche als höchstes erreichbares Lebensalter gilt. In der That hat der Baum die Blüthe seiner Lebenskraft längst überschritten; er treibt keine Blüthen mehr, große Nester verdorren, und bald wird dieser wundervolle Baumriese von einem tüchtigen Sturm gefällt werden.

Die Farbe und der Charakter. Nicht allein im Wesen, im Gang, im Schnitt der Gesichtszüge prägt sich der Charakter eines Menschen aus, auch in der Vorliebe für gewisse Farben läßt er sich erkennen. So sollen z. B. Frauen, die besonders gern Roth tragen, gewöhnlich unabhängig, rasch in ihrer Liebe und Abneigung sein, sich gerne bewundern lassen und zur Eifersucht neigen. Die Frauen, die sich gewohnheitsgemäß in stumpf braune und grüne Farben kleiden, sind fast durchschnittlich nicht schön und zeigen ebenjowenig künstlerischen Geschmack in der Einrichtung ihres Heims wie in ihrer Toilette. Ein frohliches, lustiges, munteres, glückliches Mädchen wird stets eine Vorliebe für Gelb verrathen. Wenn eine Frau Rosa trägt, so zeigt sie uns dadurch die weichen Seiten ihrer Natur. Sie liebt - vielleicht die ganze Welt, wahrscheinlich aber eine bestimmte Persönlichkeit. Dient ihr das weibliche Geschlecht im Vortheil vor dem männlichen, denn ein Jüngling mag sich in noch so rother Stimmung befinden, anders als in schwarzem Traud und weißer Binde kann er der Geliebten im Ballsaal nicht gegenüber treten. Die einzige Art, wie er seine Gefühle andeuten darf, liegt in der Wahl seiner Knopflochblume.

Korallen wieder modern. Die Königin von Italien beachtlich, um einem Erwerbszweig ihres Volkes, der in den letzten Jahren fast vollständig brach gelegen hat, wieder aufzuhelfen, in dieser Saison meilens nur Korallen zu tragen. Als tonangebende Dame ihres Landes wird sie bald viele Nachahmerinnen finden und so den lange vernachlässigten Schmuck wieder zu Ehren bringen, umso mehr, als die Korallen durch ihre verschiedenen Farbenabtönungen vom tiefsten Roth bis zum blassesten Rosa beinahe jedem Gesicht gut stehen.

### Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

- Künstler und Kritiker oder Tonkunst und Kritik. Aus Anlaß der Frage: "Wie ist über die Besuche der Künstler bei den Kritikern zu denken?" Von Dr. Carl Fuchs. Preis gebunden 3 Mk., gebunden 4 Mk. (Breslau, Schlesiße Verlagsanstalt von S. Schottlaender.) Der bekannte Kritiker Carl Fuchs erörtert in seinem neuesten Werke, angeregt durch den Fall Tappert-Kerr, aber von allgemeinen Gesichtspunkten aus, die diesbezügliche Frage in ihrem tiefsten Kern erfassend, das Verhältniß von Tonkunst und Kritik. Da der Verfasser sowohl ausübender Künstler wie Berufskritiker ist, vermag er, sich in jeder Lage fühlend, Beiden vorurtheilslos gerecht zu werden und für die viel umrittene Frage jene Lösung zu finden, die Beider Interessen wie der Würde der Kunst, der sie gemeinsam dienen sollen, entspricht.

- Die achtbändige Volksausgabe von Luthers Werken (herausgegeben von Buchwald, Kammerau, Köstlin, Rade, Schneider u. A.) stellte sich bei ihrem Erscheinen die Aufgabe, die Werke des großen Reformators weiteren Kreisen des deutschen Volkes wieder zugänglich zu machen. Daß die Verlagsbuchhandlung C. A. Schwetschke und Sohn uns jetzt die erste Lieferung einer neuen Auflage zufinden kann, beweist, wie sehr dieses Unternehmen Anhang gefunden hat. Die Ausgabe ist durchaus ihrem volksthümlichen Zwecke entsprechend eingerichtet. Sie bietet alle diejenigen Schriften Luthers, die heute noch von Werth und Bedeutung sind, und zwar sind die ursprünglich lateinisch geschriebenen in deutscher Uebersetzung aufgenommen. Letztere stammt aus der Feder des Herrn Professor D. Kammerau-Riel.

- Neun geistliche Gesänge für gemischten Chor mit Orgelbegleitung, komponirt bzw. bearbeitet und Sr. Hochwürden dem Herrn Superintendenten Hermann Debes zu Großfenoda mit Hochachtung freundlichst gewidmet von Edmund Koch (Kantor in Gera b. E.). Op. 6. Gotha 1898. Carl Bläser, Verlag (Inhaber Hermann Kang). Eingebunden Preis 1 Mark. - Das vorliegende Werkchen enthält neun für den Gebrauch beim Gottesdienste zu verwendende Gesänge resp. gemischte Chöre. Dieselben - aus der Praxis hervorgegangen - sind eine vorzügliche Handreichung für diejenigen kirchlichen Sängerschöre, welche schwache Stimmkräfte besitzen und Mangel leiden an einfachen, für ihre beschränkten Verhältnisse sich eignenden Gesängen. Aber auch für größere Kirchenchöre dürfte dieses Werk eine gute Fundgrube werthvoller geistlicher Gesänge sein. Die gewählte, vornehme Akkordfolge, die innigen kirchlichen Melodien und die Sänglichkeit in der Stimmenführung verathen einen gediegenen Meister des Kirchengesanges, so daß wir sein vorliegendes Geistesprodukt mit gutem Gewissen allen Kirchenchören und Freunden guter geistlicher Weisen wärmstens empfehlen können.

- Kollektion Hartleben. Eine Auswahl der hervorragendsten Romane aller Nationen. Vierteljährig erscheint ein Band, elegant gebunden 75 Pfg. Sechster Jahrgang (H. Hartlebens Verlag in Wien). - 17 Bände ausgegeben. - Diese Sammlung bietet zu billigem Preise vorzüglichen Lesestoff für jede belletristische Geschmacksrichtung. Die reizvoll gebundenen und schön gedruckten Bände sind ein Schmuck für jede Bibliothek. Anstatt schmutziger Leihbibliotheks-Bücher kaufe man sich lieber diese Ausgaben, deren Eigenthümer man für weniger Geld wird, als das Abonnement in den Lesegesellschaften kostet. - Der sechste Jahrgang der "Kollektion Hartleben" umfaßt folgende Romane: I.-III. Werthen, S. Opfer der Liebe. - IV.-V. Beniczky-Bajza, Helene v. Die Witwe der Schönheit. - VI. Mairat, Jeanne. Marca. - VII.-VIII. Wasserburger, Lina. Die Aloeblüthe. - IX.-X. Font-Vest, René de. Claudia. - XI.-XII. Sienkiewicz, Heinrich. Quo vadis? - XIII. Seralo, Mathilde. Fahr wohl, mein Lieb! - XIV.-XVI. Bobornin, B. Die Kürstin. - XVII. Groner, Auguste. Der alte Herr und andere Novellen. - XVIII.-XIX. Fleming, M. A. Brudersliebe. - XX. Kreuth, W. Nach dem Schiffbruch. Südamerikanischer Roman. - XXI. Delpit, Albert. Die Witwe Gordier. - XXII. Troll-Borsanyi, Irma v. Novellen. - XXIII. Brun-Barnon, J. v. Das Verhängniß. - XXIV.-XXVI. Ohnet, Georges. Der König von Paris.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87